

Beziehung statt Datenklau

Plädoyer für eine menschenwürdige Biographiearbeit



Ursula Koch-Straube

1. Die Situation im Pflegeheim

Pflegeheime (und auch ambulante Pflege) sind Orte des Mangels, der Knappheit an Zeit, an Zuwendung, an Schönheit, an Wohlbefinden, an Lust, an Gelassenheit, an Kompetenz – trotz aller Anstrengungen von MitarbeiterInnen, von TherapeutInnen, von Angehörigen.

Die MitarbeiterInnen bemühen sich nach Kräften – um der Menschen Willen, die ihnen anvertraut sind – diesen Mangel auszugleichen. Doch sie stoßen an Grenzen: Es sind zu viele Menschen, die begleitet werden müssen: Menschen mit ihren jeweils eigenen und vielgestaltigen Biographien, mit ihren Wünschen, Vorlieben, seelischen Verletzungen, Enttäuschungen, Hoffnungen, Konflikten, Ängsten und Krankheiten.

Das Gefühl, diesen Menschen in der Vielfalt ihres Seins nicht annähernd gerecht zu werden, ist beständige Begleitmusik des Pflegealltags. Erschwerend kommt hinzu, dass Schichtwechsel, Urlaub, Krankheit, Weiterbildung eine stringente Bezugspflege unrealistisch werden lassen. Das heißt: Die MitarbeiterInnen lernen ihre, der Pflege bedürftenden Menschen, nur sehr langsam oder sehr selektiv kennen.

1.1 Die Pflegedokumentation als Notnagel

Der Notnagel, um diese Misere zu lindern, ist die Pflegedokumentation. Diese

Dokumentation enthält anders – als zum Beispiel im Krankenhaus – nicht vorrangig medizinisch-pflegerische Daten, sondern von Anfang an eine Vielfalt von biographischen und psychosozialen Daten. Erste Informationen werden bereits zum Zeitpunkt der Anmeldung aufgenommen.

Natürlich ist es sinnvoll, dass Menschen, die von einem ambulanten Dienst oder in einem Pflegeheim Unterstützung finden bzw. im Pflegeheim eine Rundumversorgung buchen, nicht als unbekannte Wesen diesen Lebensabschnitt beginnen.

Welche Chancen aber hat ein alter, oft beschädigter Mensch, dessen Übersiedlung ins Heim geplant ist oder der in Zukunft von einem ambulanten Pflegedienst versorgt wird, seine Persönlichkeit und seine Lebensgeschichte in ihrer Differenziertheit zu präsentieren? Und was hat er in dieser Situation den Einschätzungen und Informationen der Angehörigen und Pflegemitarbeitern entgegenzusetzen?

Ein Beispiel: Frau Mechler und ihre Schwiegertochter kommen zum Aufnahmegespräch in ein Pflegeheim (aus: Koch-Straube, U.: Beratung in der Pflege. 2. Aufl. 2008; S.54-55) Wozu dienen in der Folgezeit die im Aufnahmegespräch mehr oder weniger ausführlichen und mehr oder weniger zutreffenden Daten?

Sie bieten zunächst eine erste Orientierung für das Pflegehandeln. Sie laufen jedoch große Gefahr, sich zu Stereotypen zu verfestigen und einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung Vorschub zu leisten.

Ein kleines Beispiel:

Frau Mechler liebt Blumen: dann ist sie prädestiniert, die Blumen im Flur zu gießen. Möglicherweise aber macht sie das Grünzeug dort eher traurig, weil sie sich nach ihren Orchideen zurücksehnt.

Dienen also die in der Aufnahme zwangsläufig

selektiv erhobenen Daten - in all ihrer Vielfalt und Wandelbarkeiten - in ausreichendem Maße auch einer Pflege, die sich an der Biographie, dem gegenwärtigen Lebensgefühl, den gegenwärtigen Wünschen, den Zukunftserwartungen orientiert? Ich möchte das bezweifeln.

Ein weiteres Beispiel dazu – unter vielen anderen - das mich zweifeln lässt.

Ich erinnere mich an eine Bewohnerin, die kontinuierlich und unter Einsatz erstaunlicher Körperkräfte und Schreien das wöchentliche Bad verweigert. Die Pflegenden kennen den Schlüssel für ihr „abweichendes Verhalten“ nicht und stehen diesen Kampf jede Woche mit unguuten Gefühlen durch. (vgl. auch: Koch-Straube, U.: Fremde Welt Pflegeheim, 200. unveränderte Aufl. Bern, 2002, Kap. 6.2. „Anpassung an das Heim“.

1.2 Die Enteignung der eigenen Lebensgeschichte

In der Pflegedokumentation werden Daten aus allen Lebensbereichen dokumentiert:

- bruchstückhaft, weil ein ganzes Leben nicht auf ein paar Seiten passt;
- selektiv, weil vor allem das aufgenommen wird, was für die Pflege in der ambulanten Pflege oder im Heim von Relevanz ist;
- überflutend, weil durch die zusammengetragenen Bilder von dem alten pflegebedürftigen Menschen kein konsistentes Bild entstehen kann.

Und zu diesen dort verewigten Daten haben die EigentümerInnen dieser Biographien keinen Zugang: Sie haben sie – in der Regel – nicht selbst ausgewählt und deren Fortschreibung können sie nicht kontrollieren oder berichtigen. Auch die Angehörigen haben kaum Kenntnis davon.

Was muss das für ein Gefühl sein, dass hinter dem eigenen Rücken geheime Dossiers

angefertigt werden? Selbst dann, wenn sie ein solches Vorgehen nur ahnen.

Manche BewohnerInnen können das noch zum Ausdruck bringen – im Widerstand gegen Pflegemaßnahmen, im Klagen über ihr Los, auch wenn das Thema der Botschaft für die Pflegenden meist nicht erkennbar ist. Andere verstummen.

Die MitarbeiterInnen in den Heimen / im ambulanten Dienst stehen solchen Reaktionen der BewohnerInnen oft hilflos gegenüber. Auch haben sie nicht selten Angst, vom Leid der alten Menschen überschwemmt zu werden.

Das Problem der Dokumentationspflicht

Wir müssen zunächst zwischen harten und weichen Daten unterscheiden. Die „harten“ Daten wie Gewicht, Fieber, Erkrankungen, Blutdruck usw. müssen selbstverständlich sorgfältig einschließlich ihrer Veränderungen dokumentiert werden. Das ist in der Regel nicht das Problem – oder unter gewissen Umständen vielleicht doch?

Ebenso gehören zu den harten Daten Angaben – wie Alter, Beruf, Kinderzahl, Wohnorte, religiöse, weltanschauliche Orientierung ... Hier aber ist eindeutig zu fragen, ob dem betroffenen Menschen diese Weitergabe überhaupt recht ist. Oder ob er oder sie, danach gefragt – der Dokumentierung zustimmen würde.

Wie aber gehen wir mit den weichen Daten um?

Ist es z.B. ohne weiteres zulässig, dass ohne Zustimmung der Bewohnerin – oder gegebenenfalls ihrer betreuenden Verwandten oder BetreuerInnen - in der Pflegedokumentation vermerkt wird, dass Herr Maier – um drastische Beispiele zu nennen – im Dritten Reich Angehöriger der Waffen-SS war? Oder dass Frau Müller viele Jahre als

Prostituierte gearbeitet hat? Müssen wir das wirklich wissen? Oder dürfen wir es wirklich wissen?

Als Gegenargument werden Sie mir sagen, dass solche Daten für die Begleitung der Pflegebedürftigen, für das Verstehen von eventuell absonderlich erscheinenden Verhaltensweisen notwendig sind. Das kann ich verstehen.

Und trotzdem frage ich noch einmal: Haben wir wirklich das Recht, die persönlichen Daten, die Höhen und Tiefen eines Lebenslaufes zu erforschen und zu dokumentieren, ohne den ausdrücklichen Willen des alten pflegebedürftigen Menschen einzuholen?

Braucht es zu einem persönlichen Lebensbericht nicht das Vertrauen, das Anvertrauen der eigenen Geheimnisse, der Schwächen, der Vergehen in einem geschützten Raum? Braucht es gegebenenfalls nicht die ausdrückliche Erlaubnis, solche Informationen weiterzugeben und zu wissen, was damit geschieht? Ist es nicht ein ungeheurer Übergriff, dass bedeutende Lebensdaten ohne Zustimmung weitergegeben und in Dokumentationen fortgeschrieben werden? Gibt es nicht andere Wege, den Pflegebedürftigen kennenzulernen, von seinen Stärken, Schwächen, Vorlieben, Grenzen zu erfahren? Was wäre wenn es uns gelänge – wir uns darum bemühen – mit allen unseren Sinnen, die Situation des der Pflege bedürftigen Menschen wahrzunehmen, also unsere Aufmerksamkeit auch auf seine Körpersprache zu richten und dabei unsere Fähigkeit zu Intuition einzusetzen?

Ich habe, während meines 15-monatigen Aufenthaltes im Pflegeheim – als Forscherin – Menschen kennengelernt, die – obwohl der Sprache mächtig – völlig oder weitgehend verstummt waren. Sie haben sich ganz offensichtlich davor geschützt, sich preiszugeben, sich psychisch zu entblößen. Ich erinnere mich auch an eine Frau, die mir als Supervisorin in einem anderen Pflegeheim vorgestellt wurde. Die MitarbeiterInnen berichteten mir eine lange Liste ihrer „Untaten“. Nach längerer gemeinsamer Beratung kristallisierte sich heraus, dass diese „Untaten“ letztlich Proteste gegen eine unfreiwillige Heimaufnahme waren.

Nach der Aufnahme

in ein Pflegeheim wird in der Folgezeit viel Aufwand getrieben, die Pflegedokumentation kontinuierlich fortzuschreiben und viele

sind daran beteiligt.

Schaut man sich als Außenstehender eine solche Dokumentationen an, so gerät man aufgrund der unterschiedlichen Handschriften, aber vor allem aufgrund der Vielfalt und Fülle der Informationen (die sich teilweise widersprechen) in Verwirrung.

Was bedeutet das für die weiter oben schon vorgestellte Frau Mechler?

Frau Mechler wird – trotz Bedenken ihrerseits – ins Heim aufgenommen und die MitarbeiterInnen versuchen ihr das Eingewöhnen zu erleichtern, soweit es ihnen möglich ist und in das begrenzte Zeitbudget passt. Vom ersten Tag an wird für Frau Mechler ein Dossier angelegt: die Pflegedokumentation, das Herzstück der Pflegeorganisation. Oft stöhnen die MitarbeiterInnen über diese Arbeit und füllen sie mit Widerständen aus. (Könnte es sein, dass die MitarbeiterInnen – vielleicht unbewusst – die Fragwürdigkeit einer solchen Datensammlung spüren?) Viele Daten werden täglich gesammelt. Es werden Pflegemaßnahmen nach vorgegebenen Mustern und Kategorien dokumentiert: aktuelle Ereignisse, der physische und psychische Status, das soziale Verhalten und anderes mehr. Sie kennen das alles. Da viele und wechselnde MitarbeiterInnen an der Dokumentierung beteiligt sind, entstehen Bilder, die die Situation des Betroffenen nur unzureichend wiedergeben und in dem die Defizite bei Weitem überwiegen. Eine Möglichkeit der Korrektur durch die Betroffenen oder deren Angehörigen gibt es in der Regel nicht. So haben die BewohnerInnen – gemäß der Wirkungen einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung – nur geringe Chancen, sich von den Daten der biographischen Erhebung und der Pflegedokumentation zu befreien. Da weder die BewohnerInnen selbst, noch ihre Angehörigen als ihre Stellvertreter, Einblick in die in der Pflegedokumentation gespeicherten Daten nehmen oder gar korrigierend eingreifen können, bezeichne ich diese Vorgehensweise als Datenklau.

2. Gibt es Alternativen zum Datenklau?

Die Antwort: Beteiligung und Selbstpräsentation. Wie könnte das aussehen?

Regelmäßig haben BewohnerInnen die Gelegenheit, sich mit ihrer Biographie vorzustellen, aus ihrem Leben zu erzählen – gegebenenfalls mit Unterstützung der Angehörigen. An solchen Biographie-Nachmittagen sind möglichst viele MitarbeiterInnen und MitbewohnerInnen anwe-

send. Das Treffen, dieses besondere Ereignis, wird würdig gestaltet und gehört zu den Höhepunkten des Heimaltages. Die Berichte, die Geschichten werden verschriftlicht und in einem Biographiebuch niedergelegt. Dieses Buch bleibt im Besitz der Betroffenen und kann von ihnen selbst oder mithilfe eines Familienmitgliedes oder einer Mitarbeiterin laufend ergänzt werden.

Eine weitere Möglichkeit: In der Übergabe besser noch in getrennten Zusammenkünften – bekommen BewohnerInnen und/oder ihre Angehörigen die Chance, wichtige Ereignisse aus dem gegenwärtigen Leben zu berichten, wie z.B. die Geburt eines Urenkels oder eine bevorstehende unerwartete Reise. Auch solche Berichte sollten in das Biographiebuch aufgenommen werden.

Weitere Möglichkeiten:

- Geburtstage und andere Festtage, wie z.B. eine goldene Hochzeit, bieten ebenfalls Gelegenheiten, die alten Menschen und ihre Angehörigen in die Gestaltung einzubeziehen und dieses Fest würdig zu begehen.
- BewohnerInnen (ggf. auch ihre Angehörigen) nehmen an Teambesprechungen teil, bei Themen, die den Heimaltag betreffen, wie z.B. die Frage nach der Anschaffung eines Klaviers, das als Geschenk dem Heim angeboten wird. Oder bei der Entscheidung, wie das gemeinsame Wohnzimmer gestaltet werden sollte. Die Teilnahme ist unabhängig davon, ob die Bewohnerin, der Bewohner in der Lage oder bereit ist, sich aktiv an solchen Gesprächen und Entscheidungen zu beteiligen.

Was wäre der Effekt solcher Veränderungen? Die BewohnerInnen würden, soweit wie nur möglich, zu MitakteurInnen ihrer gegenwärtigen Lebenswelt und würden sich selbst so erleben. Sie könnten das diffuse oder deutliche Gefühl verlieren, dass hinter ihrem Rücken wichtige Informationen ausgetauscht werden und Dinge geschehen, die sie nicht mehr kontrollieren können. Sie könnten sich in der Folge vielleicht stärker mit dem Ort identifizieren, an dem sie jetzt leben, anstatt sich von Tag zu Tag nach Hause zurückzusehnen oder zu Vater und Mutter, die sich schon längst im Jenseits aufhalten.

Nachbemerkung

Mir ist sehr bewusst, dass in den meisten Pflegeheimen eine solche Veränderung nur in Ansätzen möglich ist, denn die Zahl derer, die auf Seiten der MitarbeiterInnen und auf Seiten der BewohnerInnen in diese Interaktionen treten sollten, ist zu groß und zu unüberschaubar, besonders für die alten Menschen. Doch steckt in jedem noch so kleinen Schritt in Richtung Selbstpräsentation und Beteiligung ein wertvoller Anfang des Weges. Letztlich steht daher am Ende meiner Betrachtung auch das dringende Plädoyer dafür, dass die großen und kleinen Pflegeheime – die wie bekannt in vielerlei Hinsicht an ihre Grenzen kommen – zugunsten von Wohngemeinschaften aufgelöst werden.

Eine solche Entwicklung zeichnet sich ja bereits bei der Versorgung von Demenzzkranken mit großem Erfolg ab. Und ich frage mich und Sie, warum sollte dies nicht für alle älteren (und natürlich auch alle jüngeren), der Pflege bedürftigen Menschen möglich sein?

Wir brauchen also für alte pflegebedürftige Menschen eine Individuum zentrierte Begleitung und Pflege. Es ist die einzige Chance, die Menschen in ihrem So-sein, in ihrer Einzigartigkeit zu begegnen und sie angemessen auf ihrem Lebensweg zu unterstützen.

Dazu braucht es jedoch auf der Seite der Professionellen nicht nur ein vielfältiges Fachwissen und angemessene Rahmenbedingungen (u.a. eine gute Aus- Fort und Weiterbildung, Supervision), sondern auch die Fähigkeit zu Empathie und Intuition.

Die Zerbrechlichkeit des Menschen – von uns allen also – seine Verletzbarkeit und die Hoffnung, darin Unterstützung zu finden – dies drückt sich für mich in einem der schönsten Gedichte von Hilde Domin aus. Dieses möchte ich Ihnen zum Schluss überreichen.

Ursula Koch-Straube

Literatur

Bauer, Joachim(2005): Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneuronen. Hamburg (Hoffmann und Campe)

Hilde Domin (1995): Nur eine Rose als Stütze – Gedichte, Frankfurt a.M. (Fischer), S.55

Institut für Pflegewissenschaft der Universität Bielefeld (2002): Initiative zur Einrichtung einer „Enquete der Heime“. Dokumentation einer Tagung am 21.3.2002

Nur eine Rose als Stütze (Hilde Domin 1909-2006)

"Ich richte mir ein Zimmer ein in der Luft
unter den Akrobaten und Vögeln:
mein Bett auf dem Trapez des Gefühls
wie ein Nest im Wind
auf der äußersten Spitze des Zweigs.

Ich kaufe mir eine Decke aus der zartesten Wolle
der sanftgescheitelten Schafe die
im Mondlicht
wie schimmernde Wolken
über die feste Erde ziehen.

Ich schließe die Augen und hülle mich ein
in das Vlies der verlässlichen Tiere.
Ich will den Sand unter den kleinen Hufen spüren
und das Klicken des Riegels hören,
der die Stalltür am Abend schließt.

Aber ich liege in Vogelfedern, hoch ins Leere gewiegt.
Mir schwindelt. Ich schlafe nicht ein.
Meine Hand
greift nach einem Halt und findet
nur eine Rose als Stütze."